



Die „Zeitbilder“ erscheinen wöchentlich als Unterhaltungsbeilage zu einer großen Anzahl abonnierter Zeitungen in allen Teilen Deutschlands.

Zufertionspreis: die 5gepaltene Nonpareillezeile Mk. 1.50, bei Wiederholungen wird entsprechender Rabatt gewährt.

Serbststimmen.

Herbstgefidel! Morgenfrischel!
Neblich rings die weite Welt;
Grünrot ranken Brombeerreben
Taugetrüt im Stovelfeld.

Tief am See, in hohem Schilfe,
Sellend laut Kibitze schrei'n;
Wilde Enten, hoch am Himmel,
Ziehen fort in langen Reih'n.

Die Rivalinnen.

Roman von E. Labarriere.
Fortsetzung. Nachdruck verboten.

„Diese Leute sind glücklich“, dachte Julien. Wenn sie Abends beim Nachhausekommen, auf ihrem Tische ein frugales Abendbrot und ihr Gläschen Apfelwein finden, verlangen sie nichts weiter und legen sich zufrieden zur Ruhe. Essen, schlafen, das ist ihr einziger Zweck, ihr einziges Begehren. Warum kann ich es nicht auch so haben!“

Und der Gedanke kam ihm, eine philosophische Abhandlung zu schreiben, die den Vorzug des tierischen Lebens vor dem geistigen verherrlichen sollte. Das Thema erschien ihm originell. Gegenstände und Vergleiche kamen ihm in Menge in den Sinn; es war das entschieden eine Eingebung, die er nicht unberührt lassen durfte. Der Weg wurde immer schlechter, so daß Herr Hentkif seine ganze Aufmerksamkeit den Pferden zuwenden und Stillschweigen beobachten mußte. So kam es, daß Julien bei der Ankunft in Rosgordon den Grundplan seines Werkes vollständig in Gedanken aufgezeichnet hatte. Wie konnte man bei solchen Eingebungen traurig bleiben? Ein ausgezeichnetes Frühstück verscheuchte den Rest seines Mißbehagens. Die letzte melancholische Anwandlung verflieg mit dem Dampf der Lokomotive, die sie nach Paris führte. Nie wurde das alte Sprichwort: Aus den Augen, aus dem Sinn, glänzender gerechtfertigt, — so hatte es wenigstens den Anschein, — und hätte die arme Charlotte sehen können, wie ihr Julien, den sie sich untröstlich dachte, die Cigarre im Munde, mit heiterem Gesichte, sich bequem auf seinem Plaze ausstreckte, sie wäre sehr schmerzlich berührt worden.

Der Amerikaner war ein angenehmer Gesellschaftler, der weit gereist war, vieles gesehen und erlebt hatte, und gut zu erzählen verstand. Er sprach von den Jagden in der Bretagne, von Kalifornien und dem Petroleum-Land, wo er mehr

als zehnmal ein Vermögen erworben und wieder verloren hatte, von den glühenden Wästen Zentral-Amerikas, den nordischen Eisbergen Norwegens, von den Einöden des wilden Westens und den vollreichen Städten Chinas, von Oesterreich und Deutschland, bis er endlich auf Paris und seine Theater und sonstige Vergnügen zu sprechen kam. Paris war nach seiner Ansicht der einzige Ort, wo man leben konnte, der einzige, den man mit Bedauern verließ, und mit Vergnügen wieder sah. Von den Boulevard-Anekdoten aufgeheitert, streifte Julien seine gewohnte Schüchternheit vollständig ab. Er machte nun seinerseits Herrn Hentkif zum Vertrauten bezüglich seiner Pläne, sprach ihm von seiner großen Dichtung und ging selbst soweit, ihm Einzelheiten daraus mitzutheilen. Der Amerikaner äußerte sich beifällig, belächelte die jugendliche Dreistigkeit, die kein Hindernis kennt. „Ganz recht, so mußte man sein!“

Nichts fürchten und alles begehren, bedeutet die Hälfte des Erfolges.

„Vor allem keine falsche Bescheidenheit“, setzte er hinzu. „Das ist nicht mehr Mode. Wenn Sie Talent haben, lassen Sie es frech von den Späßen auf den Dächern pfeifen! Wenn Sie keines haben, machen Sie noch mehr Geschrei, am Ende wird man es doch glauben. Und vor allem eines: schließen Sie sich einer Gesellschaft, einer Clique an. So wie heute der Wind weht, — Sie können mir glauben, ich habe einige Erfahrung — ist das eine Bedingung sine qua non zum Gelingen. Als Einzelner werden Sie nie etwas erreichen.“

Julien bereitete sich gerade vor, diese Meinung, in der seine Naivität und sein Stolz nichts weiter, als einen seltsamen Einfall erblickte, zu widerlegen, als der Zug anhielt. Weitere Reisende stiegen ein, ein gut bürgerliches Ehepaar, mit einer bleichsüchtigen Tochter und einer Engländerin, mit langen, vorstehenden Zähnen. Einige bedeutungsvolle Blicke, die man sich unter bezeichnendem Nasenrumpfen zuwarf, deuteten nur zu bestimmt

an, wie sehr der Rauch die Geruchsnerven der Damen belästigte. Herr Hentkif warf aus Höflichkeit seine Zigarre weg und lehnte sich, da er nicht gerne sprach, ohne zu rauchen, in seine Ecke zurück, zog seine Reisekappe über die Ohren und schlief beinahe sofort ein. Julien versuchte es nachzumachen. Das Halb dunkel, das die mit einem blauen Vorhang verhängte Lampe verbreitete, das Schwanken des Wagens luden zum Schummer ein. Aber die aufgeregten Nerven des jungen Mannes zitterten noch immer trotz der Müdigkeit nach. Paris, Charlotte, sein Vater, welcher sich wegen einer Tänzerin getödtet, die Strophen seines Gedichtes, das alles wirbelte ihm bunt durch den Kopf. Er fuhr hie und da auf, wenn eine weitere Station ausgerufen wurde. Das ehrsame bürgerliche Ehepaar schnarrte unter einer Decke, das bleichsüchtige Mädchen ruhte nachlässig auf das Polster ausgestreckt, die englische Lehrerin, steif wie ein Grenadier unter Gewehr, kämpfte hartnäckig mit dem Schummer. Durch stöckigere Nacht raste der Zug. Es ging über Berge, Thäler, über Flüsse und Bäche. Julien versuchte immer wieder einzuschlummern, aber dieselben peinigenden Bilder stürmten sofort wieder auf ihn ein, was so lange währte, bis Herr Hentkif ihn auf die Schulter klopfte und zurief:

„Wir sind angelangt!“

Es schlug gerade vier Uhr; ernst und gemessen tönten die Schläge in der großen Glashalle, die zu dieser Stunde ganz leer war. Fröstelnd sprang Julien auf den Perron. Der erste Eindruck war recht wenig erfreulich. Am Ausgang war nur ein einziger elender Wagen mit einem abgekehrten Gaul zu finden, welcher lechterer sich unter den Peitschenhieben zu einem langsamen Trab bequente. Das war Paris, das er sich so blendend, so lebhaft vorgestellt? Lange Straßen mit Reihen brennender Laternen auf beiden Seiten, Häuser mit ihren düstern Facaden und dunklen Fenstern zeigten sich ihm. Es war, als

fahre man durch ein schmutziges Pompeji. Von Zeit zu Zeit tauchten die Silhouetten zweier Holzkisten auf, welche ihre Kunde machten. Aber bald änderte sich das Bild, die Häuser drängten sich dichter, gleichen schon mehr Palästen. Der Wagen fuhr über eine Brücke. Unter ihr durch stieß die Seine hin, die rauschend das stille Paris durchhellte. Die Reihen der Gaslampen verlängerten sich ins Unendliche. Man ahnte, daß sie die Stätte gewaltigen, nur für den Augenblick erstorbenen Lebens durchzogen. Die kolossalen Statuen auf dem Place de la Concorde, die in Folge der Bewegung des Wagens wie belebt erschienen, kamen ihm vor, wie jene Genien in den orientalischen Märchen, die den Sterblichen den Zutritt zu den Zauberbüchern wehren. Um mit ihnen zu kämpfen, mußte man Riesenkräfte besitzen, und er kam sich so schwach, so armseelig vor.

Dieses niederdrückende Gefühl hielt mehrere Tage an, verfolgte ihn überall, auf den Boulevards, im Theater, in den Museen, ja selbst in das von ihm gemietete kleine Zimmer im vierten Stock eines Hauses in der Medicis-Strasse. Es lag in der Nähe des Odeon, wo, wie er hoffte, sein Drama aufgeführt werden würde — wenn es beendet wäre. Einstreifen bummelte er umher, um seine Zungen an die Pariser Atmosphäre zu gewöhnen, und nach kaum drei Wochen war er schon so gut wie eingewöhnt, wie es ein eben aus der Provinz gelandeter junger Mensch, der nicht auf den Kopf gefallen ist, nur sein kann. Eines Abends, als er mit erhitzter Phantasie aus der Oper nach Hause kam, zündete er seine sämtlichen Lichter an, zog seine Vorhänge zu und begann mit lauter Stimme sein Gedicht zu deklamieren. Im Stochwerk über ihm wurde mit sanftem Anschlag auf einem Klavier eine Träumerei gespielt. Von unter hörte man dumpf das Rollen der Wagen auf der Straße, der unbestimmte Rhythmus, die sanften Töne von oben und der Wohlklang der Verse, das alles stieß seltsam in einander. Julien verbrachte eine Stunde des süßesten Genusses, eine jener Stunden, in denen man zu sein aufhört, und ganz aufgeht in einem herrlichen, wie man glaubt, maßellosen Werke. Es war für ihn die Stunde der Entscheidung gewesen. Am nächsten Morgen taunte man ihn, sein Manuskript unter dem Arme, elegant gekleidet, mit neuen, den Umständen angepaßten Handschuhen, der Gegend zuzusteuern sehen, wo der berühmte Ladjoint, der bekannte Verleger der so reizend ausgestatteten Schriften wohnte. Er war

der einzige, der würdig war, sein großes Werk herauszugeben.

Wohl zwanzig Mal ging er vor dem Laden auf und ab, und sah sich durch das Fenster das Getriebe der geschäftigen Angestellten an. Dann studierte er die Titel der neu erschienenen Werke, versuchte einen Namen auf den Büsten der berühmten Poeten zu entziffern, die zu beiden Seiten der Auslage aufgestellt waren. Dann ging er weiter und studierte die Anschlagtafeln, betrachtete die in der Auslage eines Kunstladens ausgestellten Photographien berühmter Schauspieler und der alten Könige von Frankreich. Hinter ihrem Fenster betrachtete ihn eine Verkäuferin von Parfümerien mit spöttischem Lächeln.

„Ich muß mich recht einfältig ausnehmen“, dachte er bei sich.

Dieser Gedanke gab ihm Mut, er öffnete die Thüre, wobei sich ihm die Kehle zuschnürte, daß er kaum seine Frage vorzubringen vermochte:

„Ist der Herr Ladjoint zu sprechen?“

Der Laden war klein und ziemlich schlecht beleuchtet. Von den Bücherlagern, wo eine Masse von Werken in gelben und hellbraunen Umschlägen aufgestapelt lagen, verbreitete sich der fade Geruch des alten Papiers. Mehr vermochte er nicht zu bemerken; ein Angestellter deutete auf eine Wendeltreppe in der Ecke, mit den Worten: Herr Ladjoint ist oben!“

Die Treppe hatte nur wenige Stufen, so daß Julien sich in dem Heiligthum befand, noch ehe er recht Zeit gefunden, seine Rede gehörig vorzubereiten. Glücklicherweise ließ ihm Herr Ladjoint, der mit dem Unterzeichnen einer Masse Briefe beschäftigt war, Zeit, sich zu sammeln.

„Mein Herr, ich möchte Ihnen hier ein Manuskript übergeben. . . das, wie ich hoffe. . .“

Der Verleger hob den Kopf. Er hatte seine, scharf gezeichnete Züge, einen spitzen Kinnbart, kurz geschnittene Haare und einen roten Teint. Mit einer Hand deutete er nach einem Stuhl, während er die andere nach dem Manuskripte ausstreckte. Er überflog den Titel, den Namen von Kervintau, der ihm nichts bedeutete, und fragte dann, ob Julien bis jetzt noch nichts veröffentlicht hätte.

„Nein? Nun lassen Sie mir ihr Gedicht hier. Ich verpöche Ihnen, es aufmerksam durchzulesen. Wenn es in den Rahmen unseres Verlages paßt, werden wir uns einigen.“

Während er sprach, blätterte er in dem blauen Heft.

„Sieh, sieh, ich finde da zwei oder drei Stellen, die mir gar nicht übel scheinen.“

„Darin möchte ich Ihnen nicht widersprechen“, sagte Julien mit einem Lächeln.

Diese Antwort gefiel sichtlich dem Verleger. Er wurde noch höflicher und zuvorkommender.

„Sie haben es mit der Antwort wahrscheinlich eilig, nicht wahr?“

Julien wollte nicht aufdringlich erscheinen: „Ja — und nein — übrigens habe er darin —“

„hm, Sie treffen es gerade nicht besonders — Einer meiner Redaktionsmitarbeiter ist augenblicklich krank. Man überschwemmt und . . . überschwemmt uns!“

„Er breitet seine Arme aus, als wollte er die unheimliche Flut zurückhalten; dann dachte er einen Augenblick nach.“

„Geben Sie doch gefälligst mit einer Empfehlung von mir zu Herrn Borlet. Ueberbringen

Sie ihm Ihr Manuskript. Wenn er sich geäußert hat, werden wir weiter sehen.“

Beim Namen des Poeten, dessen letztes Werk ganz Paris den Kopf verdreht hatte, und das er selbst mit der ganzen Kraft seines jugendlichen Enthusiasmus bewunderte, erzitterte Julien. „Wie dürfte ich das wagen?“

„Haben Sie keine Angst“, sagte der Verleger in aufmunterndem Tone. Herr Borlet ist jungen Anfängern gegenüber sehr zuvorkommend. Er wird Sie beraten, ernsthaft beraten. . . Jedenfalls kann Ihnen sein Rat nur nützlich sein. . . Mein Herr, ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.“

Die Audienz war beendet. Julien stieg die Treppe leichteren Herzens hinab, als er sie vorher hinaufgegangen. Er war mit der Wendung der Dinge sehr zufrieden. Daß er einen der schrecklichen Pariser Verleger, die jungen, unbekannteren Autoren gegenüber als so unnahbar bekannt waren, in seinem Bureau von Angesicht zu Angesicht gesehen und mit ihm gesprochen hatte, war schon an sich etwas wie ein Erfolg. Der Anfang war gemacht, er war entschlossen, seinen Weg bis ans Ziel zurückzulegen. Auf der Straße angelangt, hielt er eine Droschke an und rief dem Kutscher die Adresse Borlets zu.

Der berühmte Schriftsteller wohnte in einer ruhigen Straße im Faubourg Saint Germain. Der Wagen fuhr über dieselbe Brücke, welche Julien am Abend seiner Ankunft in Paris passiert hatte. Ueberall herrschte das regste Leben. Auf den Straßen rollten die Wagen, auf den Trottoirs leuchteten die Toiletten der Damen, auf dem Fluße glitt eine Menge Fahrzeuge und Dampfboote dahin. Die Erinnerung an seine einstige Jagdstätigkeit ließ ihn die Achseln zucken; er hatte für den Julien, der er gewesen, nur ein verächtliches Lächeln übrig behalten; er fühlte sich jetzt sehr stark, bereit, alles zu ertragen, alles zu wagen, um sich den Erfolg zu sichern.

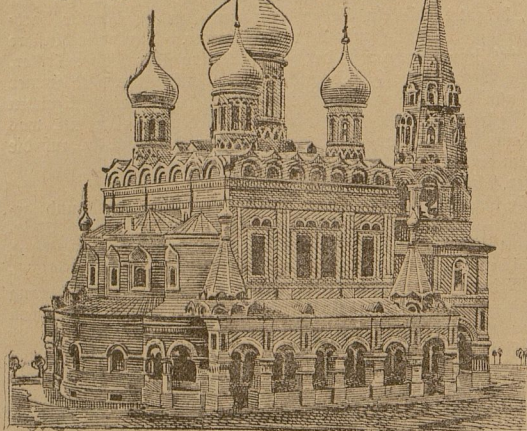
Der Kutscher hielt vor einem frisch angestrichenen Haus an, auf dessen Fassade in großen Buchstaben die Inschrift prangte: „Institut für junge Mädchen.“ Durch die Thüre sah man das blaue Gitter eines Gartens und dahinter ein großes, einstöckiges Gebäude, weiß gefächelt mit unregelmäßigen Fenstern, ein Stück idyllischen Landes inmitten des großen Paris.

„Wohnt hier Herr Francis Borlet?“

„Im Hofe links“, rief der Hausmeister durch das Fenster seiner Loge. Julien zog die Klingel, ohne besondere innere Erregung. Eine alte Magd öffnete und frug nach dem Namen des Besuchers. Dann führte sie ihn durch den Salon und das Speisezimmer in das Arbeitskabinett des Meisters. Dieses Zimmer entsprach ungefähr der Vorstellung, die er sich davon gemacht hatte. Dasselbe war gleichzeitig gemüthlich und feierlich. Ein geheimnisvolles Licht fiel durch ein einziges buntes Glasfenster in den Raum. Dieser zeigte eine fast geachtete Einfachheit und atmete doch künstlerischen Sinn. Elegante Büchergestelle mit gebundenen Büchern nahmen einen großen Teil der Wand ein, zwischen zwei Regalen befanden sich Kupferstiche und Delgemälde. Stühle von verschiedener Art, ein großer Schreibtisch, mit Papieren und Kleinigkeiten bedeckt, und eine zierliche Handbibliothek vervollständigten die Einrichtung. Am Kaminsims machten zwei große Vasen ihre Toilette, während auf dem Kamine selbst zwischen einer italienischen Vase aus Fabence und einer Statue von Chazu ein großer Kater leise schnurrte.

Als Julien eben mit der Besichtigung des Kabinetts zu Ende war, trat Francis Borlet, der, wie gewöhnlich, seine rote Weste trug, ein. Er erkannte ihn sofort, er war das Original einer der Büsten, welche er in dem Auslagenfenster des Verlegers Ladjoint bemerkt hatte, das selbe napoleonische Profil mit den scharfen Zügen. Was

Gedächtniss - Schipka -
Kirche am Pass.



Wer hat Recht.

Humoreske von R. vom Berge.

Unser Mieter, der Professor Arnold Nietmann, war vereist.

„Gott sei Dank!“ hatte ich gesagt, als er gestern Abend diese seine Absicht der Mutter mitgeteilt.

„Aber Käthe!“ mahnte diese vorwurfsvoll.

„Darf ich fragen Fräulein Käthe, weshalb Sie sich so sehr auf meine Abwesenheit freuen?“ Bei diesen Worten sah mich der Professor starr an mit seinen unergründlichen Augen. Unergründlich deshalb, weil er stets eine große Brille trug, zu meinem größten Aerger; denn da der übrige Teil seines Gesichtes mit einem dichten Bart völlig bedeckt war, gab es keine Möglichkeit zu sehen, was für ein Gesicht er eigentlich machte. Und das konnte mich ärgern, weil ich niemals wußte, ob das, was er sagte, ernst oder scherzhaft gemeint war, deshalb konnte ich ihn auch von je her nicht recht leiden.

„Ich meine mich,“ entgegnete ich auf seine Frage, „daß wir endlich mal in Ihrem Studierzimmer Ordnung schaffen können, es sieht ja einer Küberhöhle ähnlicher, als einer menschlichen Behausung.“



König Leopold von Belgien.

„Lassen Sie nur meine Bücher in Ruhe!“ wehrte er ab und hob in komischer Verzweiflung beide Hände in die Höhe.

„Sie denken wohl, wenn ein weibliches Wesen Ihre Sachen einmal angefaßt hat, sind sie überhaupt nicht mehr zu gebrauchen?“

„Das denke ich allerdings,“ erwiderte er und sah mich dabei möglichst unergründlich an.

O, dieser entsetzliche Mensch! Nun wußte ich wieder nicht, ob das Ernst war oder ob er sich über mich lustig machte.

Jetzt stand er auf und bot meiner Mutter die Hand zur guten Nacht. Ich bekam nur eine stumme Verbeugung.

„Aber Käthe!“ tabelte meine Mutter, sobald er fort war, „wie hast Du Dich wieder benommen. Warum bist Du nur immer so ausfallend gegen den Professor? So ein lieber Mann!“

„Ach was, lieber Mann! Ärgert mich, wo er kann. Dabei wird er mit jedem Tag eingebildeter und andere Leute werden täglich dümmmer in seinen Augen.“

Von jeher stand ich mit dem Professor auf dem Kriegsfuß. Das hatte seinen Grund darin, daß er ein ausgesprochener Weiberfeind war.

„Das Weib ist ein untergeordnetes Geschöpf. Seine körperlichen wie geistigen Fähigkeiten sind so wenig ausgebildet, daß man mit Recht sagen kann: Die Stellung, die ihm im Leben angewiesen wird, kann es nicht ausfüllen. Es ist derselben vollständig unwürdig.“

Solche und ähnliche Aeußerungen vernahm ich oft aus seinem Munde und sie hatten mich stets inwoer getränkt. Ich schloß mich beleidigt, im Namen meines Geschlechtes und glaubte mich berufen, es nach jeder Hinsicht zu verteidigen. Da kam es oft zu lauten Disputen zwischen uns. Der Professor suchte die Richtigkeit dieser Ansicht durch zahllose, seinen Büchern entnommene Beispiele zu beweisen, während ich nur von Dingen sprach, die ich selbst, oder jemand, den ich kannte, erlebt hatte, wodurch ich mich bedeutend im Vorteil glaubte. Natürlich gelang es nie einem von uns, den andern zu überzeugen. Dadurch ließ ich mich oft genug hinreißen, meine Sache mit immer größerer Leidenschaftlichkeit zu führen, während er völlig ruhig blieb und mich mit seinem unergründlichen Gesicht fest ansah.

Das brachte mich jedesmal völlig aus der Fassung, und je wütender ich wurde, mit desto größerer Ruhe brachte er die unglücklichsten Dinge vor.

„Ich kann daher wohl behaupten,“ sagte er eines Tages, „daß das Weib ein Mißgriff der Schöpfung genannt werden muß.“

Das brachte mich völlig in Rage.

„Wie können Sie sich unterheben, so etwas zu behaupten,“ rief ich, „Sie können uns ja gar nicht.“

„Doch,“ erwiderte er, „ich kenne Sie.“

Von dem Tage an hatte ich mich auf keine Dispute mehr mit ihm eingelassen. Aber in meinem Innern tobte es und glühendes Verlangen nach Rache befehlte mich. Aber ich nahm mich zusammen und wartete auf eine günstige Gelegenheit, um ihm doch noch den Beweis zu liefern, daß ich Recht hatte. Nur hin und wieder entfuhr mir eine Bemerkung, die auf den Sturmzustand meiner Seele schließen ließ.

So war es auch heute wieder gewesen. Und während ich auf meiner Kammer war und noch lange nicht einschlafen konnte, ärgerte ich mich ebenso sehr über mich selbst wie über den Professor.

Am andern Morgen hörte ich schon in aller Frühe meine Mutter in der Küche hantieren. Sie kostete Kaffee für den Professor. Ich ärgerte mich von Neuem. War der Mensch so unbedachtlich, daß meine Mutter vor Tage aufstehen mußte, damit er nur wirklich vorkam?

Jetzt ging seine Thür auf und ich hörte ihn sprechen. Er hatte ein eigentümlich gedämmtes Organ, aber so deutlich, daß ich alles verstehen konnte.

„Sie sind schon auf, Frau Hallbörfer?“ fragte er augenscheinlich verwundert.

Meine Mutter erwiderte etwas, das ich nicht verstand.

„Wie? meinewegen?“ sagte er jetzt, „das wäre aber wirklich nicht nötig gewesen.“

„Doch, Herr Professor. Ich weiß, Sie müssen jemanden haben, der ein wenig auf Sie acht giebt. Hier ist Ihr Kaffee.“

„Sie sind nämlich in allen Dingen des praktischen Lebens hilflos wie ein Kind, mein lieber Professor. Aber dennoch sind wir Weiber nichts weiter als ein Uebel, das man ertragen muß, wie Sie neulich behaupteten — setzte ich im Stillen hinzu.“

Nun hörte ich wieder seine Stimme.

„Ich danke Ihnen Frau Hallbörfer. Ja, wenn Sie nicht ein wenig für mich armen Junggesellen sorgten —“

Hatte er das wirklich gesagt, der Professor? Ich hätte nie geglaubt, daß er auch so einen Ton anschlagen könnte. — Sollte er vielleicht doch anfangen, vernünftig zu werden? —

Doch ich sollte nicht lange in diesem Glauben gelassen werden, denn nach wenigen Minuten schon hörte ich ihn im Fortgehen sagen:

„Adieu, Frau Hallbörfer. Und sagen Sie Fräulein Käthe, daß Sie meine Sachen nicht anrührt. Sie bringt sonst alles durcheinander.“

Fort war er. Er hatte also doch nicht gehen können, ohne mich noch einmal zu ärgern. Aber nun hatte ich wenigstens einen ganzen Tag Ruhe vor ihm, beim er wollte eine Tour in die Berge machen und erst in der Nacht zurückkehren. —

ihn überraschte, war das wunderbare Blau der Augen, welches seltfam mit der blaßgelben Haut des Gesichtes und dem tiefen Schwarz der nach hinten gekämmten Haare kontrastierte. Sein fester Mut wollte unter der Gewalt des Blickes einen Augenblick sinken, aber die außerordentliche Liebenswürdigkeit des Poeten ließ ihn bald wieder sich männlich aufrichten. Er brachte sein Anliegen sehr bescheiden vor, wie jemand, der fühlt, daß er zudringlich ist. Er durfte beim Abschied die bestimmte Versicherung, daß er baldigst Antwort erhalten werde, mitnehmen.

„Auf Wiedersehen, lieber Kollege“, datte der Dichter gesagt, indem er ihm freundschaftlich die Hand drückte.

Das bedeutete für Julien den ersten Schritt auf der Ruhmesleiter. Man mußte ihn sehen, wie er mit dem stolzen Schritt eines Siegers heimkehrte. In den Spiegelfenstern der Wäden konnte er sein Bild in voller Größe sehen; es war ihm, als ob sich das Gespräch der vorüberwandelnden Menge auf ihn bezöge. Er beflügelte seinen Schritt, wie wenn die angehende Verühmtheit ihm peinlich wäre. Nur eines fehlte ihm zum Glück, Charlotte, die er nie so wie in diesem Augenblick geliebt hatte. Sie sollte wenigstens seinen Triumph mit ihm teilen; deshalb meldete er noch an demselben Abend nach Sankt Maria, daß sein großes Werk in Ottav mit Wignettes auf dem Titelblatt und in geschmackvollem Einband erscheinen werde.

Als er einige Tage später von der Universität, wo er von Zeit zu Zeit eine Vorlesung hörte, nach Hause zurückkehrte, bemerkte er auf dem Tische sein Manuskript und einen Brief, der die so ungeduldig erwartete Antwort erhielt. Mit siebenthafter Hast rief er den Brief auf und las mit mehr und mehr wachsender Bestürzung:

Mein lieber junger Freund!

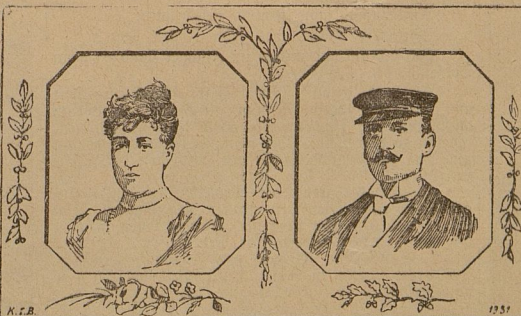
„Ich habe Ihr Gedicht mit dem vollen Interesse gelesen, welches mir Ihre Person und Ihre naive und leidenschaftliche Liebe für die Dichtkunst, wie sie auch in mir lodert, obgleich ich älter bin als Sie, einflößten. Ich wiederhole Ihnen, daß ich sehr an Ihren Beruf zum Dichter glaube, aber ich rate Ihnen gleichzeitig, sich flügerweise nicht mit der Veröffentlichung Ihres Jugendwerkes zu beeilen.“

Glauben Sie mir und hatten Sie mich, wenn ich es ausspreche, nicht etwa für einen grämlichen Kritiker, — die peinliche Reinheit des Stils, des Ausbaues, mit einem Worte: die Form ist etwas, was sich nur durch ernste Arbeit erwerben läßt und auch für den genialsten Dichter nötig ist. Wenn Ihre Empfindungen und Gedanken noch so tief und ernst sind, werden Sie dieselben dem Leser nicht begreiflich machen, wenn Sie nicht einen klaren, bestimmten und dennoch poetischen Ausdruck zu finden vermögen. Wenn es Ihnen Vergnügen macht, so besuchen Sie mich und bringen Sie Ihre Verse mit, wenn meine aufrichtige Kritik Sie nicht abschreckt. Mein Rat und meine Aufmunterung sind Ihnen so sicher, wie meine aufrichtige Sympathie.

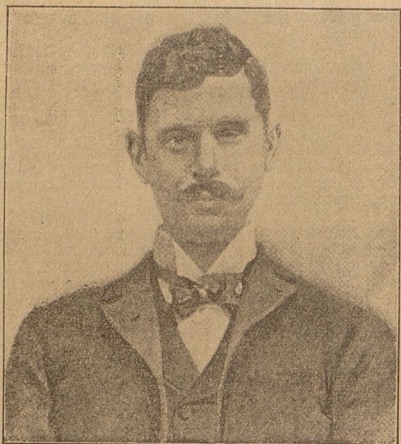
Francis Vorlet.“

Von allen menschlichen Schwächen ist nach der absoluten Dummheit die Eitelkeit zweifellos die nützlichste. Sie ist das immer bereit liegende Polster, das sich stets unterschiebt, wenn unsere Eigenliebe einen gefährlichen Fall erleidet. Julien war in dieser Hinsicht außerordentlich glücklich veranlagt, sein Polster besonders elastisch. So hatte ihn auch der Sturz aus der Höhe nicht geschadet.

(Fortsetzung folgt.)



Graf und Gräfin Louvay. Zum Konflikt im belgischen Königshause.



Doktor Haldi.

Sobald ich Zeit fand, begab ich mich in das Zimmer des Professors, um meine Ansicht, dort aufzuräumen, auszuführen. Denn schimmig genug sah es darin aus. Nicht nur der Schreibtisch, nein, auch sämtliche Stühle, sogar ein Teil des Fußbodens waren mit Schriften und Papieren bedeckt. Das konnte ich nicht mit ansehen.

Küftig ging es an die Arbeit. Aber trotz meines Eifers hatte ich nicht soviel Zeit gewonnen, um mir genau zu merken, wo jedes Ding gelegen hatte; denn ich wollte alles sorgfältig wieder an Ort und Stelle legen. Der Professor sollte Respekt vor mir bekommen.

Nun rückte ich den Sofatisch ans Fenster und warf mit großer Kraftanstrengung alles am Boden und auf den Stühlen umherliegende darauf. He! wie der Staub aufwirbelte! Ein Glitz nur, daß ich mich durch eine große Schwärze und ein um den Kopf gebundenes Tuch entgermaßen geschützt hatte.

So, nun auch der Schreibtisch! — Der sah freilich am schlimmsten aus. Ein unglaubliches Durcheinander von Papieren, Büchern, Schriften aller Art.

Da — ganz zu oberst, sah ich einen angefangenen Brief liegen. Unwillkürlich warf ich einen sühnigen Blick darauf, da fielen mir zwei Worte ins Auge, die immer wiederkehrten und jedesmal unterstrichen waren: „Das Weib“.

Die Tinte war noch frisch, der Brief also offenbar erst gestern Abend geschrieben. Wer kann mir verdenken, daß ich dem Verlangen nicht widerstehen konnte, nachzusehen, was für Gedanken er da mal wieder niedergeschrieben? Schließlich — wenn das Geheimnisse waren, warum verschloß er das Papier nicht? Ich las: Lieber Freund! Deinem Rate folgend, habe ich



Advokat Cullio Murri.

meine Studien über die Natur des Weibes aus dem Theoretischen ins Praktische überetzt. Aber ich muß leider gestehen, daß ich meine bisherigen Annahmen völlig bekämpft fand. Hier in Kürze das Ergebnis meiner Beobachtungen.

Das Weib, besonders das junge, ist von ganz unausweichlichem Charakter. Seine vorherrschenden Eigenschaften sind Widerprüchigkeit und Streitsucht. Ja, ich sehe mich gezwungen, das Weib mit der Schlange zu vergleichen; denn gleich dieser zeigt es sich fähig und listig, indem es den arglos Nahenden aus dem Hinterhalt überfällt und ihm giftige Bisse versetzt.

Doch verzeih — mein Vergleich hindert in einem Stücke. Bekanntlich heißt es schon in der Bibel: „Seid klug wie die Schlangen.“ Diese Eigenschaft nämlich muß ich dem Weibe ganz entschieden absprechen. Es ist völlig unfähig, logisch zu denken; denn, kommt man ihm mit untrüglichen Beweisen, so wird es wütend und erklärt, nicht mehr mit uns streiten zu können. Ferner mangelt dem Weibe jeder Sinn für Ordnung, wie er bei uns ausgebrägt ist.

O, diese Männer! dachte ich, indem ich mich rings im Zimmer umjah und dann weiterlas: Denn sie wissen nicht, daß ein Buch oder eine Zeitung gerade da den besten Platz hat, wo es am bequemsten zur Hand liegt. Außerdem mißt sich das Weib fortwährend in Dinge, die es gar nichts angehen und ist im höchsten Grade neugierig.

Ich zerschnitterte das Blatt mit den Händen, warf es zu Boden und stampfte mit den Füßen darauf. Ich wußte nicht mehr, was ich that, so wütend war ich. — Also deshalb hatte er mich immer wieder herausgefordert; ich war ihm ein Verdachtsobjekt gewesen für seine Studien. Und zu welchem Resultat war er gekommen, — durch mich!



Graf Bonmartini und seine Frau, geb. Murri.

Und was das Schlimmste war — hatte ich nicht foeben bewiesen, daß er recht hatte? Wenigstens mit der letzten Bemerkung: im höchsten Grade neugierig.

Völlig geknickt sah ich auf einen Sessel und schlug die Hände vors Gesicht! „Ich könnte diesen Menschen erwürgen“ — das war der einzige Gedanke, dessen ich in meiner ohnmächtigen Wut fähig war.

Ich weiß nicht, wie lange ich so geseßen habe. Ich bemerkte nicht, daß es immer draußen dunkler wurde, und daß schließlich ein furchtbarer Regenschauer niederging.

Auf einmal sagte jemand neben mir: „Fräulein Käthe, was fehlt Ihnen denn?“

Ich sah auf und mitten im Zimmer stand — mein Todfeind, der Professor.

Einen Augenblick starrte ich ihn völlig entgeistert an. Eigentlich hätte ich nun gleich meinen Voratz ausführen und ihn an die Kette springen müssen, um ihn zu erdroffeln. Aber nein, ich stand wie gebannt und war zuerst nicht im Stande, mich von der Stelle zu rühren.

Regungslos stand der Professor vor mir, eingehüllt in einen tiefenden, grauen Regenmantel. Beide Hände weit von sich freckend. In der einen hielt er den Hut, in der andern den Regenschirm, von dem wahre Wasserbäche sich auf den Fußboden ergossen. Der arme Mann in seiner Hilflosigkeit bot einen so unwiderstehlich tönischen Anblick, daß ich, alles vergebend, in lautes Lachen ausbrach.

Da fiel mein Blick auf ein Papier, das zerschnitten am Boden lag. Ich verirrte mich. Ich hob

das Ding auf und hielt es ihm mit drohender Geberde entgegen.

„Da — das wagten Sie zu schreiben?“
„Nicht kam Leben in seine Geleit.“ „Haben Sie das gelesen?“ fragte er, indem er rasch auf mich trat. Ich wich unwillkürlich einen Schritt zurück.

„Ja. — Und —“
„Dabei sich hoffentlich überzeugt, daß ich recht habe.“

Ich fühlte wie mir das Blut zu Kopfe stieg.
„Wie können Sie es wagen,“ — schrie ich wütend. Er blieb völlig ruhig. Ja, ich glaubte sogar etwas von Schadenfreude im Ton seiner Stimme zu hören, als er jetzt sagte:

„Bitte sehr! Ich kann Ihnen jeden einzelnen Punkt beweisen. Also hier. Punkt eins: das Weib, besonders das junge —“

Aber ich unterbrach ihn, indem ich das Blatt hastig an mich riß. „Wenn ich ein Mann wäre,“ sagte ich mit flammenden Augen — „so müßten Sie mir Gemüthung geben.“

„Aber da Sie leider „nur“ ein Mädchen sind — biete ich eine andere Art von Gemüthung —“
„Nun?“ fragte ich gepannt.

„Werden Sie meine Frau, Käthe!“ —

Ich glaube nicht, daß ich in diesem Augenblicke ein der Situation angemessenes Gesicht gemacht habe. Ich brachte kein Wort über die Lippen. Mir war, als wankte der Boden unter meinen Füßen und es wurde mir schwarz vor den Augen. Ich glaube, ich verlor auf Augenblicke die Besinnung.

Wenigstens kann ich nicht sagen, wie es kam, daß ich auf einmal in seinen Armen lag und einen ganz entsetzlich nassen Bart in meinem Gesicht fühlte.

„Käthe,“ sagte der nasse Bart ich kam nicht mehr ohne Dich leben. Bist Du nun zufrieden?“

Da richtete ich mich auf und rief triumphierend:

„Nun habe ich doch Recht behalten.“
„Märchen!“ sagte er da, „hast du denn wirklich geglaubt —“

„Was?“

„Daß ich alles erst meinte —“
Ich sah ihn groß an. Er bemühte sich wieder, ein so unergründliches Gesicht zu machen, aber da ihm die Brille von der Nase gerutscht war, sah ich, daß seine Augen lachten.

Ich wurde immer verwirrt.
„Aber der Brief?“ brachte ich endlich hervor.

Da lachte er. „O, Du dummes, kleines Mädchen! Hast du denn wirklich nicht gemerkt, daß ich den mir geschrieben habe, um Dich ein wenig zu ärgern? Weil ich wußte, daß Du — natürlich nur ein ganz klein bißchen — neugierig.“

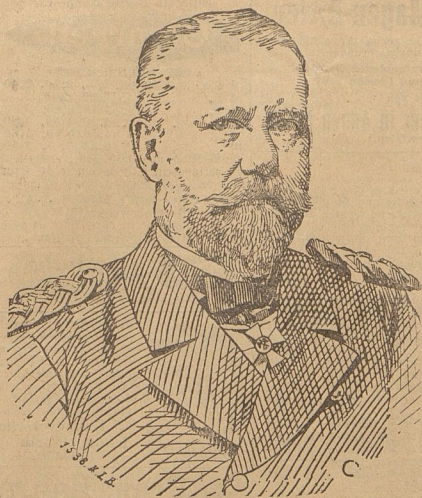
Ich hielt ihm die Hand vor den Mund und versuchte, ein so böses Gesicht zu machen wie irgend möglich.

„Nun willst Du mich wohl nicht mehr?“ —
„Doch! Nun gerade. Zur Strafe.“ — Da schloß er mich von Neuem in die Arme.



Die Schneiderin Rosine Bonetti.

Die „Helden“ der Tragödie von Bologna.



Admiral von Köster
der jüngste Ritter des Schwarzen Adlerordens.

Die Ueberraschung meiner Mutter, als sie halb
kranke zurückkam, die Stube ausgeräumt und schwim-
mend, uns beide aber mitten darin fand, mich mit der
großen Schürze und dem Tuch um den Kopf und den
„Herrn Professor“, den sie über alle Berge glaubte,
im nassen Regenmantel an meiner Seite, mich fest im
Arm haltend — das zu beschreiben bin ich nicht imstande.
Doch es bedurfte nicht vieler Worte, bis sie be-
griffen hatte. Nur eines war ihr noch rätselhaft.
„Ich denke, Herr Professor, Sie sind ein ge-
schworener Junggeselle und Weiberfeind.“
„Gewesen,“ fiel er ein, „aber Rütze hat mich be-
kehrt.“
„Nun behalte ich zum Schluß doch recht!“ sagte ich.



Gegewärtig werden in Bul-
garien am Schluß einer großen Feier-
lichkeiten zum Anker an die vor
25 Jahren dorthelbst stattgehabten
Kämpfe abgehalten, da sie eine
glorreiche Erinnerung für die bul-
garische Armee bilden, und aus
dem Siege der russischen Truppen
sich ein Wendepunkt in den Geschehnissen
Bulgariens ergab.
Die nun statt-

findenden Feierlichkeiten erhalten ein
besonderes Gepräge durch die An-
nahme einer großen russischen Depu-
tation unter Führung eines Groß-
fürsten. Am 28. September, Sonntag
Morgen, erfolgt die Einweihung des
russischen Gedächtnisklosters am
Fuße der Schiffschiffe, von welchen wir
unsern Lesern eine Abbildung geben,
die den höchst charakteristischen Bau dieser
russischen Kapelle sehr anschaulich zur
Darstellung bringt.

Die „Helben“ der Tragödie von
Bologna. Wohl selten kamen bei einem
Morde so grauenhafte Nebenmstände
in Betracht als wie bei dieser Familien-
tragödie. Immer höher schwillt die
Woge von Blut und Schmutz um die
Männer und Frauen dieser Affäre. Je
mehr man in dieselbe einen Einblick ge-
winnt, desto trasser und tragischer tritt
aus ihrer Umgebung das Geschwisterpaar
Murri hervor. Die Gräfin Bonmartini
ist in der That ein Urbild schlimmster Ver-

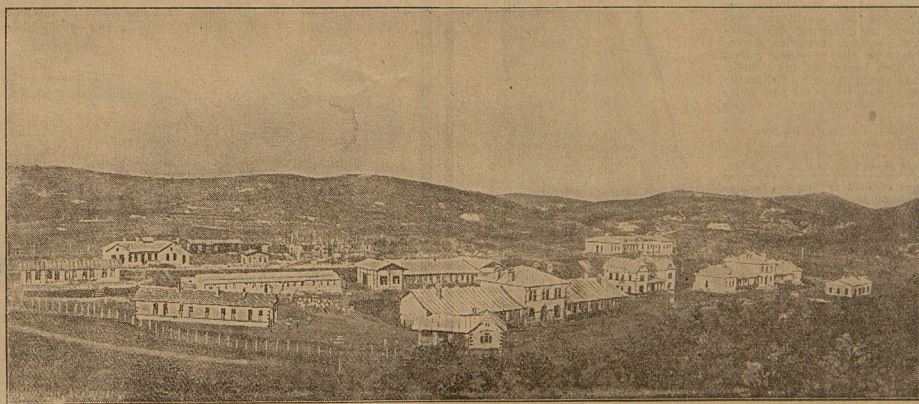
kommenheit. Unbeugsam, kalt und ohne Strubel, ist sie
nur darauf bedacht, die ihr zuzuführenden Wünsche in
Erfüllung zu bringen. Nachdem, wie man sagt, sie
vorher schon die Geliebte ihres Bruders gewesen ist,
reichte sie mit 17 Jahren dem Grafen Bonmartini
die Hand zum Ehebunde. Dem Gatten machte sie
das Leben zur Hölle, indem sie ihn in seinem eigenen
Saale hinterging. Er wußte es und wußte auch, daß
er von seiner Frau und dem Bruder derselben alles
zu gewärtigen habe. Erst einige Monate vor seiner
Ermordung erklärte er seinen Freunden: „Nacht auf,
wenn ich einmal ermordet werden sollte, so ist mein
Schwager mitbeteiligt.“ — Aus Vorlicht ließ er auch
sein Schlafzimmer mit doppelten Schlössern versehen,
ohne jedoch Kenntnis davon zu haben, daß seine Frau
eine geheime Thür zu seinen Gemächern hatte machen
lassen. Der Graf hatte das Unglück, Zeuge einer scham-
losen Orgie zu werden und kündigt aus diesem Grunde
dem Trio einen fürchterlichen Skandal an. Daher der
Zorn und das Todesurteil, das, wie bereits berichtet
Tullio Murri — als Geliebter, Rächer und Befreier
seiner Schwester — mit Beihilfe des anderen Haus-
freundes Dr. Naldi vollführte. Der Graf wurde eines
Morgens in seinen Privatgemächern ermordet aufge-
funden. Die entsprechenden Berichte sind bereits seit
kurzem in allen Zeitungen erschienen, jedoch wir uns
nur noch auf die kurzen nachfolgenden Ausführungen
zu beschränken brauchen. Linda Bonmartini ist nicht
hübsch, aber wie die meisten Damen Bolognas Aristo-
kratin durch und durch und von vornehmster Eleganz.
Ihre heute schwer erkrankten Augen waren schön und
verführerisch. Diese besaubernden Augen logen jedoch.
Die vor der Welt Seltsame verkehrte in der besten Gesell-
schaft und nahm an allen Wohlthätigkeitsbestrebungen
teil. Inzwischen jedoch betrieb sie ihren guten Mann
beständig und versuchte sogar durch Gift ihren Gatten
hinwegzuräumen. Heute sitzt diese interessante Frau als
Untersuchungsgefangene in einem schön möblierten Ge-
fängniszimmer und strickt ohne Thränenverguß Häub-
chen für die Waisenkinder. Die zuerst an die Öffentlichkeit
gelangte Verunglimpfung des Ermordeten war eine
schöne Intrigue der Familie Murri. Man scheute
keine Mittel, um sich selbst rein zu waschen, und be-
schimpfte den Ermordeten auf das gemeinste. Es wur-
den Gerüchte ausgebreitet, daß er seine Frau mißhandelt,
und mit einer Krankheit angefallen habe. Nichts von
alldem ist wahr. Graf Bonmartini, glücklicher Be-
sitzer von 75 000 Frcs. Rente, war eine durchaus
ehrenhafte und ernste Natur. Man sucht ver-
gebens ein verhängnisvolles Moment in der ganzen
Tragödie. Wenn der Bruder Tullio an einen seiner
Freunde schreibt: — daß ich ihretwegen zum Mörder
werden könnte — so scheint des Bruders Leiden-
schaft für die Schwester etwas Sentimentales an sich
zu haben. Diese Liebe bietet jedoch in ihren Details
so etwas Entsetzliches, daß ich alles Mitleid in Ab-
sicht verwandeln muß. Als Sohn des berühmten und
reichen Professors Murri bringt der ziemlich talent-
volle junge Mann seine ganze Zeit in höchster Gelehr-
schaft zu und verweilt beim Spiel die großen Ein-
künfte, die sein Vater in seiner hervorragenden ärzt-
lichen Stellung einbringt. Wir bringen in der heutigen
Nummer die Porträts des Grafen und der Gräfin Bon-
martini, des Bruders derselben, nebst seiner Geliebten,
der Schneiderin Bonetti, sowie dasjenige des künftigen
Liebhabers der Gräfin, des einäugigen Dr. Naldi.
Der flüchtig gewordene Tullio Murri ist bereits ver-
haftet worden.

Die zweite Tochter der verstorbenen Königin
von Belgien, die in erster Ehe mit dem Kron-

prinzen Rudolf von Oesterreich, in zweiter Ehe mit
dem Grafen Longay vermählte Prinzessin Stephanie
war nach dem Tode der Königin, ihrer Mutter an
die Bahre derselben geeilt, sie reiste dann aber plötz-
lich nach Brüssel ab, weil der König sich weigerte, das
Trauergemach, in dem die Gräfin an der Leiche ihrer
Mutter betete, zu betreten, ehe sie dasselbe verlassen
habe. Bei der Ankunft in Brüssel wurde die Gräfin
am Bahnhofe von einer großen Menschenmenge, die
sie mit entblößtem Haupte erwartete, mit Hochrufen
begrüßt. Der König hat seiner Tochter die Hochzeit
mit dem Grafen Longay nicht vergeben. Seine dy-
nastischen Familieninteressen hat er stets mit Fähigkeit
verfochten. Als sich die nunmehr verstorbenen Königin
der Vermählung ihrer zweiten Tochter Stephanie mit
dem Kronprinzen Rudolf von Oesterreich widersetzte,
brach das Machtwort Leopolds ihren Widerstand. Das
Ende ist bekannt. Die Witwe des Kronprinzen wählte
später in freier Betzungsneigung einen ungarischen
Grafen, einen nicht ebenbürtigen, zu ihrem zweiten
Gemahl. Der erkrankte alte Kaiser von Oesterreich
hat sie dies nicht entgelten lassen. Aber der eigene Vater
gab jetzt ein Beispiel von Gemüthsverhärtung, wie es
glücklicherweise selten zu finden ist.

Admiral von Köster, der jüngste Ritter
des Schwarzen Adlerordens. Der Kaiser hat sich be-
sonnig über den Ausfall der Uebungen der Herbstflotte
außerordentlich befriedigt ausgesprochen und dem Ad-
miral von Köster, welcher die Uebungen leitete, den
Schwarzen Adlerorden verliehen. Wir bringen aus
diesem Anlaß das Porträt des Offiziers, der den Kaiser
noch dadurch besonders ausgezeichnet hat, daß er die
Todesverleihung der Mutter des Admirals mit außer-
ordentlich aerkennenden Worten telegraphisch an-
zeigte. Admiral von Köster ist am 29. April 1844
zu Schwernin geboren und trat nach Absolvierung des
Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums im Jahre 1859 als
Kadettenaspirant in die preussische Marine ein. Im
Jahre 1875 erhielt er das Patent als Korvettenkapitän.
In dieser Stellung begleitete er den Prinzen Heinrich
1878 auf dessen Weltreise und wurde in den Admiralstab
berufen. Im Jahre 1890 wurde Köster Kontre-Admiral
und drei Jahre später Direktor des Marine-Departement-
s, Chef des ersten Geschwaders und hierauf Chef
der Marineleitung der Ostsee. Im Jahre 1899 er-
folgte seine Ernennung zum Generalinspekteur der
Marine. Der Kaiser verlieh dem hervorragenden
Marineoffizier im Jahre 1900 den Adel. Admiral
v. Köster wird demnach die Leitung der Dienstgeschäfte
der Marineleitung der Ostsee abgeben, um fortan nur
die Funktionen des Generalinspekteurs der Marine und
auch die des Chefs der Uebungsflotte auszuüben. Wie
es heißt, soll damit auch eine Ueberbedelung des Ad-
mirals v. Köster nach Berlin verknüpft sein.

Das Lazareth von Riantschou. Von
nicht zu unterschätzender Bedeutung für das Wohl-
ergehen unserer Kolonie in Riantschou ist das dortige
Barackenlazareth, welches, mit allen Einrichtungen
der Hygiene ausgestattet, unseren Mannschaften schon
oft Pflege und Heilung verschaffte. Gerade in Ostasien
hat das Klima unter den Europäern schon viele Opfer
gefordert und die zur Zeit dort epidemisch auftretende
Cholera ist nur durch ein energisches Eingreifen unserer
Ärzte gebindert worden. Unser Bild giebt eine Dar-
stellung des Militär-lazareths in Riantschou, in welchem
unter der großen Zahl der an Cholera erkrankten nur
acht der tödlichen Krankheit erlagen.



Das Lazareth in Riantschou.

